

Waldorfschule – Pro und Contra

Wo sind die Stärken, wo die Probleme? Bremer Professor befasst sich wissenschaftlich mit dem Thema

VON KATHARINA LUDWIG

Bremen. Ganzheitlich, integrativ und individuell sollen unsere Kinder ausgebildet werden. So wird es in den hitzigen Debatten seit PISA immer wieder gefordert. Als Alternative zum staatlichen Bildungssystem verspricht die Waldorfschule schon seit ihrer Gründung 1919, Kindern in ihrer gesamten Persönlichkeit und ohne Leistungsdruck zu begegnen. Längst werden damit nicht nur Anhänger der Anthroposophie Rudolf Steiners angesprochen, sondern auch bildungsbewusste Eltern, deren Zweifel am staatlichen Bildungssystem durch Vergleichsstudien genährt werden. Was aber sagen Erziehungswissenschaftler zur Waldorfschule? Wo liegen deren Stärken und Probleme? Antworten auf solche Fragen gibt Till-Sebastian Idel, Professor für Schulforschung und Schulforschung an der Universität Bremen.

In Waldorfschulen gibt es weder Noten noch Sitzbleiben. Jungen und Mädchen lernen ab der ersten Klasse zwei Fremdsprachen, gestalten den Unterricht künstlerisch und werden in selbstbestimmten Blöcken, sogenannten „Epochen“, unterrichtet. Lehrbücher werden durch Epochenhefte ersetzt, die die Schüler selbst gestalten. Künstlerische, handwerkliche und intellektuell-kognitive Anteile in der Waldorfpädagogik sollen ganzheitliches Lernen ermöglichen. Infolge dieses anders akzentuierten Anfangsunterrichts können viele Schüler nach dem zweiten Schuljahr noch nicht lesen.

Über eine akademische Ausbildung an staatlichen Universitäten verfügen die Lehrer der ersten acht Klassen oftmals nicht. Sie haben eine besondere Qualifikation in eigenen Lehrerseminaren erworben, die sich an den Erkenntnissen der Waldorfpädagogik orientieren. Diese folgt der Anthroposophie (griechisch: anthropos für Mensch, sophia für Weisheit) des Gelehrten Rudolf Steiner. Er selbst blieb kinderlos, glaubte an Wiedergeburt und vertrei-

tete auf seinen Vortagsreisen seine spirituell-humanistische Weltanschauung. Steiner orientierte sich am Christentum und Deutschen Idealismus und griff Elemente fernöstlicher Lehren auf. Er glaubte an einen allmächtigen Geist und daran, dass alles mit allem zusammenhängt. Mensch, Welt und Kosmos stehen in Wechselwirkung zueinander, die Steiner erforschen wollte. Auch Atlantis und die sogenannten Akasha-Chroniken, eine Art übersinnliches, kosmologisches und kollektives Gedächtnis, finden darin Platz. Entsprechend Steiners Überzeugungen sollen menschliche Wahrnehmungs- und Erfahrungsmöglichkeiten erweitert werden – so auch in Waldorfschulen, in der die Person als Ganzes geformt werden soll.

Die Waldorfpädagogik leitet sich aus der Weltanschauung Steiners ab. „Wer sein Kind auf eine Waldorfschule schickt, der unterstützt auch die Anthroposophie als Weltanschauung und Lebensreformbewegung“, sagt Till-Sebastian Idel. Der Professor für Schultheorie und Schulforschung von der Universität Bremen hat sich in einer Studie mit dem Verhältnis von ehemaligen Waldorfschülern zur Waldorfpädagogik befasst. Die Studie ist nicht im quantitativen Sinne repräsentativ, zeigt aber interessante Tendenzen auf. Im Mittelpunkt steht die biografische Bedeutung der Waldorfpädagogik für ehemalige Waldorfschüler, die bei der Befragung zwischen 20 und 30 Jahre alt waren. Wer Waldorfschulen eindimensional als indoktrinierende Weltanschauungsschulen verteilte, werde ihnen nicht gerecht, betont der Wissenschaftler. Genauso wenig sei es angebracht, sie als reformpädagogisches Refugium zu verherrlichen. Beide Einschätzungen seien sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der Erziehungswissenschaft verbreitet.

Welche Möglichkeiten oder möglicherweise auch Probleme mit dem Besuch einer Waldorfschule verbunden sein können, hängt nach den Worten des Bremer Professors davon ab, inwieweit der jeweilige Schütler und die Lern- und Schulkultur der jeweiligen Schule zusammenpassen. Im Verhältnis ehemaliger Waldorfschüler zur Waldorfschule unterscheidet der Wissenschaftler drei Tendenzen: Waldorfpädagogik kann – erstens – stimulierend auf eine Biografie wirken und einen fürsorglichen

Halt geben, der an einer Staatsschule möglicherweise nicht gegeben wäre. Zweitens kann sie für ein widersprüchliches Verhältnis sorgen, und drittens kann sie unter ungünstigen Bedingungen, wenn Schütler und Schulkultur nicht zusammenpassen, als enorme Last empfunden werden. Dieses Zusammenwirken von biografischen Entwicklungsumständen und ihrem Widerhall in der Schule wird, so Idel, gerade in Fallstudien zu einzelnen Schulkarrieren in der Waldorfschule deutlich. Damit trage eine solche Forschung, die von konkreten Fällen ausgehe, zur Differenzierung der Sicht auf Waldorfschulen bei.

Dies zeigt sich auch im Blick auf die einzelnen Waldorfschulen, die – jenseits der sie einenden Bindung an Anthroposophie

„Wer sein Kind auf eine Waldorfschule schickt, der unterstützt auch die Anthroposophie als Weltanschauung.“

Professor Till-Sebastian Idel, Schulforscher

und Waldorfpädagogik – nicht über einen Kamm geschert werden dürfen, wie der Bremer Professor betont. Manche Schulen orientierten sich teilweise sehr dogmatisch, andere dagegen mit deutlichem Reformwillen an Steiners Lehre. Darüber gebe es eine breite Debatte innerhalb des Bundes der Waldorfschulen, so der Hochschullehrer. Deshalb sei es wichtig, sich bei der Schutwahl sehr genau über die einzelne Schule zu informieren. Auf Grundlage seiner eigenen Studie unterscheidet Idel nicht nur zwischen Waldorfschulen, sondern betrachtet auch das Verhältnis zwischen Klassenlehrer und Schütler differenziert.

Der Wissenschaftler sieht Chancen, aber auch Gefahren: So werde in Waldorfschulen der Erziehungsanspruch verallgemeinert, es gehe um „personale Gesamtorientierung“ der Schütler. Diese werden acht Jahre lang von einem Klassenlehrer in fast allen Fächern unterrichtet. So kann ein Ver-

trauensverhältnis entstehen, dass der pädagogischen Beziehung zuträglich ist.

Zugleich verteilt die Waldorfpädagogik dem Lehrer bewusst eine relativ starke Autorität. Steiner bezeichnet ihn als „Seelenführer“, der das Karma der Schütler geschaufelt hat und sich ausgestaltet mit diesem Wissen über das Seelenheil der Kinder hinaus auch für die Angemessenheit der elementären Erziehung interessiert. Die Autorität des Klassenlehrers soll in Waldorfschulen freiwillig und selbst gewählt werden. Dies könne in einem Widerspruch zu Familien mit einer pluralistischen Einstellung stehen, so Idel. Die enge Lehrer-Schüler-Beziehung müsse differenziert werden. Da die Zeugnisse an Waldorfschulen durch ausführliche, schriftliche Beurteilungen der Klassenlehrer ersetzt werden, sind Schüler von einer Lehrperson abhängig. Und wenn es dann um den gesamten Schütler in seiner Persönlichkeit geht, dann können besonders weit ausgreifende Zuschreibungen der Lehrer in den schriftlichen Beurteilungen, die der Lehrer mit einem sehr starken Anspruch auf absolute Geltung verfasst, Schütler über Gebühr unter Druck setzen. Dies gilt besonders dann, wenn diese von der Selbstwahrnehmung der Schütler grundsätzlich abweichen.

Anderserseits kann der Klassenlehrer als Bezugsperson bei Kindern aus problematischen Verhältnissen Halt geben. Auch hier schränkt Idel allerdings ein: „Der Lehrer an einer Waldorfschule ist nicht der allein determinierender Faktor, man kann das nicht monokausal erklären. Es kommt darauf an, an wen man gerät und welche Antworten man aus der Waldorfschule bekommt.“

Besonders das Verhältnis des jeweiligen Lehrers zur Doktrin sei unterschiedlich, und eine „unkritische Reflexion Steiners nur eine Option“. Der Hochschullehrer weist darauf hin, dass es extrem dogmatische, „versteinerte“ Waldorfschulen und Lehrer gebe. Aber auch Gegenbeispiele, das heißt Steiner gegenüber kritisch eingestellte Schulen und Lehrer, seien zu finden. „Man muss sich im Klaren darüber sein, dass die Waldorfschule eine entgrenzte Schulkultur ist, die Trennungen zwischen Schule, Familie und dem Leben außerhalb tendenziell aufheben will“, sagt Idel.

Der Wissenschaftler will Waldorfschulen nach eigener Aussage nicht einfach bewert-

ten, sondern einen differenzierten Umgang mit ihnen fördern. Diesen fordert er sowohl in der Wissenschaft und der bildungspolitisch interessierten Öffentlichkeit als auch von Eltern bei der Schutwahl. Die Waldorfschulen seien ein pädagogischer Entwurf, der sich auf Steiners Weltanschauung beziehe. Eltern, die ihre Kinder zu einer Waldorfschule schicken wollten, müssten sich sehr genau informieren und die Konsequenzen für das Kind und die Familie durchdenken. Nur so könne man möglichen Problemen vorbeugen, die sich aus Missverständnissen oder einer Verkenntung der Waldorfpädagogik und der sie begründenden Anthroposophie ergäben.

Waldorfschulen weisen darauf hin, dass sie jährlich mehr Anmeldungen als Plätze

„Es kommt darauf an, an wen man gerät und welche Antworten man aus der Waldorfschule bekommt.“

Professor Till-Sebastian Idel, Schulforscher

hätten. Nach dem Ende der Grundschulzeit könnten sie neue Klassen mit Kindern aus staatlichen Schulen eröffnen, bei denen es auch darum gehe, dem Leistungsdruck der verkürzten Gymnasialzeit zu entkommen. Neben Waldorfschulen gibt es allerdings weitere, reformpädagogische Ansätze – so etwa die Freien Schulen, Jenaplan-Schulen oder Montessori-Schulen – die ebenfalls einen regen Zulauf haben. Zwar machen die Waldorfschüler nur ein Prozent der deutschen Schütlerschaft aus, insgesamt aber steigt die Nachfrage nach privaten Bildungsträgern. Waldorfschulen bieten seit Langem eine Alternative zu staatlichen Bildungsangeboten. Als Steiner 1919 in Stuttgart die erste Schule gründete, war er bereits 58 Jahre alt. Er tat dies im Auftrag des Direktors der Waldorf-Astoria-Zigarettenfabrik, Emil Molt, der für die Kinder seiner Arbeiter eine Schule einrichten wollte.